

Maya Homburger, Violine (Auszug aus dem Transkript eines Interviews mit Ruth Tatlow)

Wenig Gelegenheit zum Proben, volle Terminkalender, kalte Kirchen und eine ganze Reihe anderer Widrigkeiten – die Risikobereitschaft, der Durchhaltewille unter den Musikern und John Eliot waren schier unglaublich. Dass es so kam, hat uns Bach aber auch näher gebracht. Wir gingen unter die Oberfläche, denn die Musik wollte nicht nur spieltechnisch bewältigt, sondern auch mit dem Text in Beziehung gebracht werden. Wir mussten das Loslassen lernen. Wenn du loslässt und dich auf den Text konzentrierst, spielen sich die Noten fast wie von selbst. Immer wieder kam mir ein schöner (auf das Orakel von Delphi zurückgehender) Satz in den Sinn, der über der Eingangstür des Jung-Hauses in Zürich eingemeißelt war, dem Ort meiner Kindheit: *Vocatus atque non vocatus Deus aderit*. Gerufen und ungerufen – Gott wird da sein.

Im Greenwicher Konzert war eine Arie dabei (BWV 13 Nr. 5), für die John Eliot ein extrem langsames Tempo vorgab. Als Kind spielte ich vor allem die langsamen Sätze. Meine Geigenlehrerin fand, ich sei dafür speziell begabt. Mit acht spielte ich die langsamen Sätze von Beethoven, von Mozart – immer und immer die langsamen Sätze. Was John Eliot jedoch für diese Arie vorlegte, war doppelt so langsam wie ich erwartet hatte. Er machte die Arie zur Meditation, zum Gebet: sie bekam etwas Unwirkliches. Um mich an die Blockflöten anzupassen, probierte ich, ohne Druck zu spielen, fast *sul ponticello*. Hier kamen mir Erfahrungen zugute, die ich beim Improvisieren und Spielen der Musik von Barry Guy gemacht hatte. Ich beschloss, ein gequältes Gefühl zu erzeugen, als würde jemand vergeblich versuchen, vom Fleck zu kommen. Die Arie kam hierdurch so ganz anders rüber, als sie auf dem Papier aussah.

Nach dem Konzert kamen die Leute herauf, um mir zu sagen, wie wunderbar die Arie war, was mich sehr freute.